

UNSERE ERMLÄNDISCHE HEIMAT



Mitteilungsblatt des Historischen Vereins für Ermland
 Jahrgang 52
 Nr. 4

Weihnachten
 2006

Heimat und Volk im ostpreußischen und ermländischen Diskurs nach dem ersten Weltkrieg

Von Robert Traba

Der Bericht *Begegnung mit Olsztyn/Allenstein, der Stadt meiner Vorfahren* in der Sommerausgabe hat eine lebhaft Resonanz gefunden. Der Autor ist an Rückmeldungen / Kritik / Diskussion interessiert.

Kontaktmöglichkeiten: Gerd Fischer, Schönefelderstr. 5, 30853 Langenhagen, Mob.-Tel.: 0177 649 07 84, e-Mail: gerd.fischer@lycos.de

Bei dem nachfolgenden Text handelt es sich - in der Übersetzung von Ursula Fox - um einen Auszug aus der Habilitationsschrift des Autors „*Wschodniopruskość. Tożsamość regionalna i narodowa w kulturze politycznej Niemiec* [„Ostpreußentum“. Regionale und nationale Identität in der politischen Kultur Deutschlands]. Poznań-Warszawa 2005. Das dritte Kapitel analysiert den Diskurs über das Wesen des „Ostpreußentums“ anhand der Begriffe Heimat und Volk, Bollwerk und Bastion des Deutschentums sowie Krieg und Feind. Wir dokumentieren mit freundlicher Genehmigung des Verfassers den Abschnitt über Heimat und Volk (S. 126-138) in zwei Teilen. Der zweite Teil, der die Interpretation der Heimatideologie im intellektuellen Milieu der deutschen Ermländer behandelt, folgt in der Osternummer 2007.

Nach den Kriegsereignissen während der Jahreswende 1914/1915 verkündete der Oberpräsident der Provinz, Adolf von Batocki-Friebe, am 16. März 1915 in Berlin das erste „Manifest des Ostpreußentums“. Schon allein im Titel *Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft Ostpreußens* wird das Bedürfnis nach einer neuen Sendung für die am weitesten nach Osten reichende deutsche Provinz deutlich. Der Autor versuchte erstmalig nach der Katastrophe des Krieges, aber während der noch andauernden Kriegshandlungen in verschiedenen Teilen Europas, zu definieren, was Preußen in den Vorstellungen der Deutschen „im Westen“ heißt. Auf diesem Hintergrund stellte er die historische Bedeutung und Rolle Preußens dar, wie er sie für das vom Krieg befreite Deutschland und Europa sieht.

Das, was die Provinz vor hundert Jahren für den Beginn der vaterländischen Erhebung geleistet und was sie in jener Zeit für das Vaterland erduldet hatte, schien wenig mehr im Gedächtnis unserer Zeitgenossen geblieben zu sein. Der Königsberger Klops, der ostpreußische Maitrank, der komische Dialekt, von dem auch die aus der Provinz abgewanderten Ostpreußen trotz aller Mühe nicht loskommen, waren für viele Deutsche ziemlich alles, was sie von Ostpreußen wußten. Die Hunderttausende von jungen kräftigen Männern und Mädchen, welche die Provinz aufgezogen hatte und welche dann, kaum flügge geworden, abwanderten, wurden in anderen Landesteilen als tüchtige und willige Arbeiter mit Freuden begrüßt, die strammen ostpreußischen Unteroffiziere in westlichen Truppenverbänden gern gesehen. Im übrigen galt Ostpreußen in den Augen so manches Deutschen als eine Sandbüchse

[das war auch die scherzhafte Bezeichnung für die Mark Brandenburg], *wo die Füchse sich Gutenacht sagen, wo übermütige Junker und Großsagrarier auf ihren Latifundien sitzen und sich mit Elchjagd, Sektkrinken, Bauernlegen und Leuteschinden beschäftigen.*¹

Der Oberpräsident startete von dieser Ebene, nicht nur - wie ich meine - um das tatsächliche Bild der Provinz zu beschreiben, sondern auch deshalb, um eine deutlichere Konstruktion zu schaffen, mit deren Hilfe ein gänzlich anderes Bild vorgestellt werden könnte. Batocki schuf die Fundamente des historischen Deutschentums Ostpreußens. In chronologischer Reihenfolge gestalteten es *die Pruzzen, ein Nebenzweig des alten litauischen Kulturvolkes, eines indogermanischen Stammes, der den Slawen fern und den Griechen und Italern sprachlich am nächsten steht*², ferner der Deutsche Orden mit - in der Interpretation eines berühmten, dank zahlreicher Nachdrucke weithin bekannt gewordenen Textes von Heinrich Treitschke³ - seiner zivilisatorischen Mission, die im Unterschied zur Politik des Schwertbrüderordens *die allmählich mit zahlreichen eingewanderten deutschen Bauern und Bürgern durchsetzten altpreußischen Stämme zielbewußt zu Deutschen in Sprache und Gesinnung machte. Preußen wurde eine Kolonie des gesamten Deutschlands.*⁴

Weitere Meilensteine auf dem Wege der Bindung an das übrige Deutschland war der Prozess der Wiedererlangung der Souveränität im 17. Jahrhundert, die in der Schlacht bei Tannenberg verloren gegangen war, und danach während der großen Erneuerung nach der Epidemie der Jahre 1708-1710 bis zum endgültigen Anschluss an Preußen nach den napoleonischen Kriegen. Der große Ta-

renüberfall diente als historische Parabel, die an die Gegenwart anknüpft.

*Die jetzt gegen uns kämpfenden Nachfolger der Tataren haben bewiesen, daß sie trotz äußeren Kulturfirmnisses seit 1656 in ihren Kriegsgepflogenheiten gegenüber den Landeseinwohnern sich wenig geändert haben.*⁵

Im Mittelpunkt des Vortrags stand der letzte Krieg, und in ihm die Einstellung der Russen und die in der ostpreußischen Provinz erlittenen Verluste sowie die Anstrengungen des Wiederaufbaus, welche die Behörden und die zurückkehrende einheimische Bevölkerung, die vor den Russen geflohen war, unternahmen. Der Besatzungsalltag in Ostpreußen aus der Perspektive der in den anderen Teilen Deutschlands stattfindenden Kriegshandlungen: absichtliche Brandschatzung, um das Hab und Gut der Einwohner rauben zu können, Verbannung nach Sibirien, Leiden von Mensch und Tier, Morden von Zivilpersonen durch betrunkene Soldaten, - dies alles musste für die gewöhnlichen Bürger Deutschlands, die vom unmittelbaren Kriegsgeschehen weit entfernt lebten, unvorstellbar sein⁶. Für Batocki war es umso mehr eine Gelegenheit, die „Unbeugsamkeit“ seiner Landsleute und seinen „Stolz“ auf ihre Haltung zu unterstreichen:

Wir sind stolz darauf, daß es gerade uns vergönnt war, für das Vaterland die größten Opfer an Gut und Blut zu bringen. Wir vertrauen zuversichtlich, daß unserer gerechten deutschen Sache der Sieg nicht fehlen wird. Wir sind auch darin zuversichtlich vertrauensvoll, daß das Verständnis des ganzen deutschen Volkes für unsere besonderen Opfer den Krieg überdauern und immer festere Bande zwischen Deutschland und seiner Ostmark knüpfen wird.

*Wir Ostpreußen werden die tatkräftigen Beweise der Teilnahme und Liebe niemals vergessen, die uns das deutsche Volk, sein Kaiser an der Spitze, dargebracht hat und weiter zu bringen entschlossen ist.*⁷

Sowohl in diesem letzten Zitat als auch in der gesamten Aussage Batockis wird das Bemühen sichtbar, aus der Triade: Heimat - Vaterland - Volk eine Einheit zu schaffen. Die Verbindung

der gegenseitigen Abhängigkeit und gleichzeitig der Außergewöhnlichkeit dieser drei Begriffe wurde zum Leitmotiv, das nicht nur in den Spalten der ostpreußischen Zeitungen und Zeitschriften zu finden war. Hier fand er aber eine Reihe von Beispielen und Erfordernissen, um darüber zu diskutieren.

Im Jahre 1929 veröffentlichte der Schulrektor Fritz Hintz, gleichzeitig Redakteur von „Unser Masuren-Land“, der Kulturbeilage der konservativen „Lycker Zeitung“, Betrachtungen zu diesem Thema, die auf einem Vortrag von Walter von Molo basierten. Molo, damals einer der populärsten deutschen Literaten, Vorsitzender der Berliner Akademie für Dichtkunst, sah in der Einheit Heimat - Deutschland - Welt⁸ die Kraft, die dem Menschen zur Identitätsbildung verhilft. Wer sich nur mit einem dieser Begriffe/Werte identifiziert, verliert seiner Meinung nach die Möglichkeit, die Welt vollständig zu begreifen. Die Welt ist nämlich nach einer bestimmten Ordnung und auf der Grundlage gegenseitiger Abhängigkeit der Dinge und Ereignisse geschaffen:

Die Heimat, beginnend mit dem Elternhause und der Familie, mit dem Heimatsorte und der Heimatslandschaft ist die Wurzel jeder menschlichen Existenz. Ist die Wurzel nicht gesund, so macht sich der Mensch heimatlos [...]

Aber die Erde, aus der die Pflanze wächst, ist nichts Abgetrenntes; sie hat Zusammenhang mit der Erde ihrer Umgebung näherer und weiterer Art. Die Kräfte der Umgebung speisen und kräftigen und nähren jeden Fleck, der für sich allein verarmt und vertrocknet. Daher kann die Heimat - in unserem Falle die deutsche Heimat - nicht ohne das ganze Land, nicht ohne den deutschen Staat, nicht ohne die Gesamtheit der deutschen Stämme bestehen. [...] Heimatgefühl mit Ablehnung des gesamten großen deutschen Vaterlandes, Heimatliebe, die ohne Vaterlandsliebe existieren will, gleicht Erde in einem Blumentopf, in dem jede Pflanze abstirbt, weil die Erde nicht erneuert wird.

Fortsetzung von Seite XIII

Molo verwarf gleichzeitig das Vaterland, den Nationalstaat, dem die Regionen fremd sind und die Unterschiedlichkeit der Heimat aller Einwohner. Noch vehementer wandte er sich gegen die Idee des namenlosen Paneuropa, die wiederum die Nationalstaaten und ihre Ideologien, die angeblich für das Unheil des Weltkrieges verantwortlich sind, verwirft. Er appellierte schließlich:

Heimat ohne Vaterland ist sinnlos. Das alles sind Teile eines Ganzen, das ohne sie nicht denkbar ist. Die richtige Abgrenzung der Rechte und Pflichten von Heimat, Vaterland, Gesamtdeutschland, Gesamtmenschheit entscheidet über die Bildung und über den Wert des einzelnen Menschen und damit auch des deutschen und über die Zukunft unserer Art.⁹

Nicht zufällig sind die Ansichten des Walter von Molo in den Spalten der „rechten, deutsch-nationalen“ „Lycker Zeitung“ vorgestellt worden¹⁰. Das Thema der Verpflichtung gegenüber dem Vaterland, des Patriotismus, der Aufopferung für das Volk war Leitmotiv der konservativ-nationalen Publikationsorgane. An „Vaterlandsthemen“ fehlte es auch nicht in der liberal-demokratischen Presse. Wichtigster Repräsentant dieses Milieus in der Provinz war die „Königsberger Hartungsche Zeitung“. Diese Problematik, die vor dem ersten Weltkrieg fast ausschließlich den konservativ-nationalen Kreisen vorbehalten war, wurde - abgesehen von kleineren Gruppen der radikalen Linken - zur gesamtdeutschen. Unterschiede gab es auf der Ebene der Interpretation. Die Verwendung gewisser Schlüsselbegriffe, die mit einer bestimmten ideologisch-politischen Formation identifiziert wurde, war jedoch nicht eine solch eindeutig definierende Aussage, wie dies auf der gesamtdeutschen politischen Bühne interpretiert wurde. Es sei denn, dass allein die Verwendung der Begriffe wie *Volk, Gemeinschaft, Nation* als Determinante der „rechten“ Ideologie anzusehen ist¹¹.

Aus der ostpreußischen Perspektive war das wesentlichste Problem nicht so sehr die Suche nach einem Gleichgewicht zwischen Heimat, Vaterland/Volk und Menschheit, wie bei Walter von Molo, sondern es bestand darin, den richtigen Ort und die richtige Proportion für die Rolle von „Heimat“ innerhalb des „großen deutschen Vaterlandes“ und der „großen deutschen Volksgemeinschaft“ zu finden. Die Suche nach diesem Verhältnis hatte auch einen umgekehrten Kontext, nämlich: Inwieweit ist in der ostpreußischen Heimat das „Deutschtum“ vorhanden? Somit wurde auf ganz natürliche Weise eben Heimat zur zentralen Kategorie in der öffentlichen Diskussion, und Ostpreußen konnte sich zum ersten Mal, dank seiner besonderen Situation, in die gesamtdeutschen Diskussionen mit vernehmlicher Stimme einschalten und wahrgenommen werden.

Max Worgitzki formulierte kurz nach der Volksabstimmung Thesen, die das Wesen des Ostpreußen definierten:

Was fehlt denn der jungen deutschen Republik? Die tragende Idee. Warum können wir vorläufig keine zielbewußte Außenpolitik treiben, warum leiden wir an Nebenregierungen, obwohl man doch der gewählten Regierung die Autorität nicht versagen dürfte, ohne sich lächerlich zu machen, warum erheben die Separationsbestrebungen wieder ihr Haupt? Weil uns die alle zusammen-

schweißende Idee fehlt, die aus dem ganzen Volk eine Einheitsfront gegen äußere und innere Feinde zu schaffen imstande ist. Das deutsche Volk hatte einst eine solche Idee, den jahrhundertalten Traum, die Sehnsucht nach dem einigen deutschen Reiche, symbolisch sich darstellend in der deutschen Kaiserkrone. Diese Idee ist dahin, eine neue Zeit ist angebrochen, da gilt es eine neue Idee zu finden. Für das Abstimmungsgebiet haben wir sie gefunden.¹²

Diese Idee war die Liebe zur Heimat. In der Einführung zu seiner Denkschrift äußert Worgitzki Zweifel an der Selbstverständlichkeit des Abstimmungssieges, wenn er nicht unterstützt worden wäre durch die früher entstandene Idee der Bindung an die Heimat, die alle einte:

Abstimmen sollte eine Bevölkerung, die keineswegs durchweg deutscher Abstammung ist, die heute noch zum überwiegenden Teil als Umgangssprache einen polnischen Dialekt gebraucht. [...] Und trotz allem über 98 % deutsche Stimmen! Dieses Ziel konnte bei einer nicht rein deutschen Bevölkerung nur dadurch erreicht werden, dass es gelang, eine lückenlose Einheitsfront herzustellen. Das war aber wiederum nur möglich dadurch, daß man die Kraft einer Idee zur alle zusammenschweißenden Trägerin der Einheitsfront machte. Diese Idee ist das Heimatgefühl, die auch heute noch in jedem Menschen lebendige Liebe zur engeren Heimat. Und die Verkörperung dieser Idee sind die Heimatvereine, die fast lückenlos das gesamte ermländisch-masurische Volk umfassen.

Am Schluss der Denkschrift greift er wieder die Verbindung zwischen Heimat und Vaterland und die daraus entstehenden Missverständnisse auf und kommt zu der Schlussfolgerung:

Die Abstimmungen haben und werden es erweisen, daß das landsmannschaftliche Zusammengehörigkeitsgefühl heute die stärkste ideelle Kraft ist, die das deutsche Volk besitzt. Wenn dem entgegengehalten wird, daß das zu starke Betonen des Landsmannschaftlichen leicht separatistische Neigungen fördern könnte, so besteht diese Gefahr keineswegs. Denn erstens ist doch nicht zu vergessen, daß die Heimatvereinsbewegung ihren Ursprung in einem Abstimmungsgebiet hat. Zweitens ist es der Zusammenschluß der Heimatvereine mit den Vereinen der heimattrauen Ostpreußen im Reich, der verbindet. Drittens aber, und doch in erster Linie, ist es ja die Propaganda in den Heimatvereinen, die das Zusammengehörigkeitsgefühl mit der Volksgemeinschaft festigt.¹³

Das, was Worgitzki - Schriftsteller, Publizist, aber vor allem ein ungewöhnlich talentierter Aktivist der regionalen Bewegung und ein Mensch, der dem Kulturleben Impulse lieferte - hauptsächlich auf der Grundlage eigener Erfahrungen beschrieb, war Thema von Analysen in ganz Preußen und Deutschland. Die wichtigsten Zentren, die auf die Interpretation der Idee Heimat Einfluss hatten, deren Konzeptionen auch in Ostpreußen lebhaft diskutiert wurden, befanden sich weder in Königsberg, noch viel weniger in Allenstein, sondern in Berlin, Sachsen (Leipzig, Dresden), Bayern. Fast jeder Herausgeber hatte den Ehrgeiz, Heimat zu definieren, darin einen neuen Sinn zu entdecken. Die renommierte Gesellschaft der Freunde des deutschen Heimat-schutzes, deren Ehrenmitglied u. a. der mit Ostpreußen verbundene Baron von

Gayl gewesen ist, formulierte aus der Feder von Karl Giannoni das Wesen von Heimat, das sie in der rechten Verbindung des Menschen zu einem Stückchen seiner Umwelt sah.¹⁴ Nur eine enge Verbindung mit diesem Milieu, mit seinem ganzen Reichtum - angefangen von der Natur in der Umgebung über die Kulturlandschaft bis hin zu den Bräuchen, der Sprache, der Weltanschauung und dem gewöhnlichen menschlichen Schicksal - bestimmt das Wesen von Heimat. Heimat muss also tatsächlich ein kleinerer Bereich sein, die nächste Umgebung, die der Mensch nicht nur kennen lernen kann, sondern praktisch ertasten und vor allem seine Nähe erleben durch die Verbindung mit dem Ort und den Menschen. Giannoni unterscheidet auf diese Weise deutlich Heimat von Heimatland, das - wie im Falle von Ostpreußen - eine Landschaft, sogar eine ganze Provinz oder den Teil eines Landes umfassen kann (Ostmark). Heimat ist der kleinste Lebensbereich, bestimmt durch die äußere und innere Beziehung zwischen Landschaft und Mensch, der letztlich zur Entstehung einer zu Gemeinschaft geschlossenen Menschengruppe führt. Der gleiche Autor stellt fest, dass man das Wesen von Heimat auf zweifache Weise begreifen kann: verstandesmäßig, was zu wissenschaftlicher Erkenntnis und in der Praxis zur Heimatkunde führt, also einem Fach, das allseitiges Wissen über die Heimat (eine Art „lokales Milieu“) vermitteln will - oder gefühlsmäßig, das heißt durch das Wecken einer emotionalen Bindung zur Heimat, was letztlich Heimatliebe bedeutet. Notwendig ist noch ein aktiver Mittler zwischen „Wissenschaft“ und „Liebe“, der es ermöglicht, das erlernte Wissen in eine emotionale Bindung umzuwandeln. Ein solcher Transmissionsriemen ist der Heimatschutz. Giannoni nennt ihn „angewandte“ Wissenschaft über die Heimat und „angewandte“ Liebe zur Heimat¹⁵. Seine „Anwendung“ besteht im aktiven Schutz der Landschaft, des Brauchtums, der Menschen und der Scholle. Außer dem Begriff Heimat nennt er die Volkserziehung oder Volksbildung, die ebenfalls eine wichtige Rolle im Prozess der Herausbildung eines neuen Wertesystems im Nachkriegsdeutschland spielen. Das ist nicht gewöhnliche Bildung im Sinne der Summe von Kenntnissen aus verschiedenen einzelnen Fächern. Das ist die Formung der deutschen Volksgruppen in eine nationale Gemeinschaft, was im Deutschen ausgedrückt ist durch die Formel Formung des Volkes zur Volkheit. Das Volk, das Volkstum, die Volkheit, die Volksgemeinschaft - diese Formulierungen, die so charakteristisch sind für das Definieren des modernen deutschen nationalen Selbstbildes seit dem Ende des 19. Jahrhunderts, haben keine unmittelbar eindeutige Entsprechung in der polnischen Sprache. Deshalb bemühe ich mich möglichst, sie eher zu beschreiben als sie als „Nation“ oder „Volk“¹⁶ zu übersetzen und verwende wenigstens in Klammern das deutsche Original. Ich betone diese Tatsache der Uneindeutigkeit, weil sowohl Heimat als auch Volk ein fundamentales, unzertrennbares Paar von Begriffen bildet, auf die sich die ganze Diskussion über das „Wesen des Ostpreußentums“ konzentrierte. Forscher, die sich mit dieser Problematik beschäftigen, stellen übereinstimmend fest, dass in der gesamten Zwischenkriegszeit Volk und Volksgemeinschaft zentrale Kategorien der deut-

schen Identität gewesen sind. Sie wurden von den Vertretern des gesamten politischen Spektrums verwendet: von den Anarchisten, Katholiken, Protestanten, Juden, Sozialdemokraten, Liberalen, Konservativen und Nationalsozialisten¹⁷. Diese Verbindung zwischen den beiden Termini beschrieb Giannoni wie folgt: *Die durch die Friedensverträge vom Volkskörper abgetrennten Volksteile verloren ihr Vaterland, sie behielten aber ihre Heimat. Und diese übernimmt nun die Aufgabe der Wesenserhaltung des Volkstums als dessen Teilausprägung.¹⁸*

Noch weiter ging Joachim K. Niedlich bei der Definition von Heimat, der sie für die Quelle der deutschen Wiedergeburt hielt. Er war der Meinung, der derzeitigen Generation seien die wesentlichen Eigenschaften des Selbsterhaltungstriebes abhanden gekommen: der Nationalcharakter und die Kultur. Und diese müssten wiederaufgebaut werden eben auf der Grundlage der Idee Heimat¹⁹. Die Frage der Wiedergeburt behandelte mehrfach auch einer der wichtigsten Autoren der Danziger „Ostdeutschen Monatshefte“, Franz Lüttke. Im Artikel *Die geistige Krisis der Gegenwart und die Ostmark*²⁰ versucht er, die Mission der deutschen Ostmark für die gesamte deutsche Kultur aufzuzeigen. Die Quelle der Krise entdeckt er in der Abkehr von Gott, und zwar nicht nur einzelner Menschen, sondern der ganzen Gesellschaft, d. h. dass sie ein „völkisches, ja übervölkisches, ein soziales, universales Problem“ darstellt, dessen Ursachen bis in die Anfänge der Renaissance reichen, als im Denken über das Leben und die Welt an die erste Stelle das „Ich“ rückte. Auf diese Weise wurde eben der Mensch zum Maß aller Dinge, und nicht Gott. „Ich zweifle, also denke ich. Ich denke, also bin ich.“ So beginnt die Neuzeit - schlussfolgert Lüttke. Die Befreiung aus dieser permanenten Krise geschieht seiner Meinung nach durch die Entwicklung des eigenen „Ich“ nicht in Richtung einer Relativierung der Wirklichkeit und des Wertesystems, sondern in Richtung des „Absoluten“, also zu Gott hin. Wegweiser für den Weg zu Gott sollten in der konkreten Situation der Ostmark die einheimischen Schöpfer großartiger Werke sein, an der Spitze Nikolaus Kopernikus. Er hat eine Epoche machende Entdeckung aufzuweisen, „aber er blieb ganz in Gott“. Eine ähnliche Mission für die Gesellschaft könnten zum Beispiel Jakob Böhme, Jan Amos Komenski erfüllen, und sogar Immanuel Kant, der zwar die gesamte alte Philosophie zerstört hat, „aber übrig blieben der Imperativ der Pflicht, das moralische Gesetz, der gestirnte Himmel“, mit einem Wort: „Gott“. Diese großen und alle anderen *Ostmärker* waren in ihrem Schaffen nicht nur mit Gott verbunden, sondern dienten ihm auch mit ihrem Leben.

Sie haben urdeutsches Heimland [!] wiedergewonnen in bitterster Arbeit und Not, im Jahrtausend eines Kampfes, im Säen und Ernten wesenhafter Kultur. Sie mußten mit dem Relativen des Alltags ringen, aber sie kannten über ihm und über sich das Absolute. Wie kaum ein anderer Stamm haben sie die Dinge geformt, die Heimat geschützt, dem Leben gedient - aber hinter den Dingen und hinter dem Leben sahen sie das wahrhaftige Leben, wußten und ehrten sie Gott.

Der Weg des Ostmärkers, des wahrhaften Ostmärkers, führt vom Relativen

Fortsetzung auf Seite XV

Fortsetzung von Seite XIV

ven, das er nicht leugnet, zum Absoluten, dessen er gewiß ist.²¹

Damit der Mensch auf diesem Wege durchhalten kann, muss er nach der Meinung des Autors Religion und Frömmigkeit bewahren. Und obwohl eine Rückkehr in die Zeit der gotischen Kathedralen nicht möglich ist, ist es notwendig, „in sich selbst einen gotischen Dom zu schaffen“, weil die Religion nicht neben dem Leben bestehen kann, sondern das Leben selbst muss Religion sein.²² Dieser geistige Beweggrund wurde besonders im Zusammenhang mit dem *Bollwerk* - der „deutschen Mission im Osten“ - hervorgehoben.

Die Quintessenz der Diskussion zum Thema *Heimat* und „Ostpreußentum“ sollte die Publikation des Bandes *Ostpreußen. 700 Jahre deutsches Land*²³ sein, herausgegeben von Ludwig Goldstein. Schon wegen des Verlegers (der Königsberger Hartungschens Zeitung) und des Herausgebers war das Buch eine Projektion der Ideologie und der Vorstellungen des deutschen liberal-demokratischen Milieus. In der Gestaltung des Inhalts und der Auswahl der Autoren wird jedoch die Intention Goldsteins deutlich sichtbar, ein Werk zu schaffen, welches das „Wesen des Ostpreußentums“ widerspiegelt, „ein Gesamtwerk, das an die vor sieben Jahrhunderten begonnene Germanisierung und Christianisierung des deutschen Ostens erinnert“. Auf diese Weise war es die Konzeption Goldsteins, zu versuchen, einen Entwurf der ostpreußischen Identität vorzulegen, nach ihren

Wurzeln zu suchen. Mittel zu diesem Zweck sollte die Sammlung und Beschreibung ostpreußischer Gedenkstätten sein. Letztlich beschäftigt sich Goldstein nicht so sehr mit der uns interessierenden Beziehung Heimat - Vaterland, sondern kreiert das Bild einer „ostpreußischen Insel“, die seit sieben Jahrhunderten das Sendungsobjekt der deutschen Kultur im Osten darstellte.

Anmerkungen:

- 1 A. Batocki-[Friebe] Bledau, Ostpreußens Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft. Vortrag des Oberpräsidenten der Provinz Ostpreußen [...] gehalten in Berlin am 16. März 1915 [Broschüre ohne Ort, ohne Jahr].
- 2 Ebd. S. 4.
- 3 H. Treitschke, Das Deutsche Ordnungsland Preußen. In: Preußische Jahrbücher 1862, Nr. 10, S. 95-151.
- 4 Batocki, S. 4.
- 5 Ebd. S. 5 f.
- 6 Ebd. S. 11-21.
- 7 Ebd. S. 22 f.
- 8 F. Hintz, Heimat - Deutschland - Welt! Nach Walter Molo. In: Unser Masuren-Land 1929, Nr. 10 (Oktober), S. 73.
- 9 Ebd. S. 73 f.
- 10 So bezeichnete das politische Profil der Lycker Zeitung der Redakteur des konkurrierenden „regierungsfreundlichen“ Lycker Anzeigers. Neben diesen beiden Zeitungen gab es in Lyck ein „sehr starkes Milieu, das die Völkische Partei repräsentierte“, die der NSDAP nahestand, dort bestanden Pläne, eine dritte Zeitung zu gründen - Geheimes Staatsarchiv

- Berlin. Stiftung Preußischer Kulturbesitz [GStA.] HA I, Rep. 203, Nr. 484, 2: Johann Bednarski (Redakteur des Lycker Anzeigers) an den Oberpräsidenten von Ostpreußen, 14. 10. 1929.
- 11 Ich berufe mich hier auf eine Kategorie, die als einen Identifikator der rechten Ideologie Kurt Sontheimer in die Forschung über die Ideologie der Weimarer Republik eingebracht hat: K. Sontheimer, Antidemokratisches Denken in der Weimarer Republik. Die politischen Ideen des deutschen Nationalismus zwischen 1918 und 1933. 4. Aufl. München 1994, S. 244-279. In diese Richtung geht auch meine weitere Analyse.
 - 12 GStA.. XX. HA, Rep. 2 II, Nr. 4300: Denkschrift von Max Worgitzki an den Oberpräsidenten (o. D.). [Vgl. auch R. Traba, Zur Grenzlandmentalität in Ostpreußen in der Zwischenkriegszeit. Max Worgitzki (1884-1937). In: ZGAE 50 (2002) S. 91-99.]
 - 13 Alle Ansichten Worgitzkis in dieser Denkschrift erscheinen glaubwürdig und überzeugend. Er schrieb zwar an den höchsten Vertreter der Provinz, aber er musste hier keine populistische Propaganda betreiben,
 - 14 K. Giannoni, Heimat und Volkserziehung. In: Der deutsche Heimatschutz. Ein Rückblick und Ausblick. München, Gesellschaft der Freunde des deutschen Heimatschutzes. 1930, S. 54-69.
 - 15 Ebd. S. 55, 59.
 - 16 Über diese Begriffe gibt es seit Jahren auch in der polnischen Historiographie eine Diskussion.[...]
 - 17 Ausführlich dazu R. Koselleck,

„Volk“, „Nation“, „Nationalismus“ und „Masse“ 1914-1945. In: Geschichtliche Grundbegriffe. Historisches Lexikon zur politisch-sozialen Sprache in Deutschland. Hrsg. von O. Brunner, W. Conze, R. Koselleck. Bd. 7. Stuttgart 1992, S. 389-420. - H. Bausinger, Zwischen Grün und Braun. Volkstumsideologie und Heimatpflege nach dem Ersten Weltkrieg. In: Religions- und Geistesgeschichte der Weimarer Republik. Hrsg. von H. Cancik. Düsseldorf 1982, S. 215-229. Vgl. auch eine der ersten umfangreichen kritischen Studien: W. Emmerich, Zur Kritik der Volkstumsideologie. Frankfurt/Main 1971, hier hauptsächlich der Abschnitt Volkskunde und Ideologie, S. 95-161. Über den Einfluss des Krieges auf die Gestaltung des Begriffs Volksgemeinschaft J. Verhey, Der „Geist von 1914“ und die Erfindung der Volksgemeinschaft. Übers. von J. Bauer und E. Nerke. Hamburg 2000, hier vor allem S. 337-369.

- 18 Giannoni, S. 63.
- 19 J. K. Niedlich, Deutscher Heimatschutz als Erziehung zu deutscher Kultur! Die Seele deutscher Wiedergeburt. Leipzig 1920, S. 22-28.
- 20 F. Lüdtkke, Die geistige Krise der Gegenwart und die Ostmark. In: Ostdeutsche Monatshefte 1926, Nr. 4 (Juli), S. 309-315.
- 21 Ebd. S. 314.
- 22 Ebd.
- 23 Im Auftrag der Königsberger Hartungschens Zeitung und Verlagsdruckerei hrsg. von L. Goldstein. Königsberg 1930.

Zur bleibenden Erinnerung aufgeschrieben Die Denkschrift des Reichenberger Pfarrers Joachim Lidigk (1791-1796)

Von Hans Poschmann

(Fortsetzung von UEH 3 / 2006)

Die Pfarrstelle

Es lohnt sich, einmal die Pfründe zu betrachten, in die Pfarrer Lidigk eingewiesen wurde. Dazu gehörte die Kirche von Reichenberg, die Kapelle in Süßenberg, ein Pfarrhaus, eine Kaplanei, die Scheunen und Ställe des Pfarrhofes mit einem Haus für zwei Landarbeiter, außerdem noch eine Schule, ein Hospital und das Pfarrhäuschen in Süßenberg. Als Helfer in der Verwaltung standen ihm zwei Kirchenväter zur Seite, und die Verschönerung des Gottesdienstes besorgte der Organist und Schulmeister. Die Pfarrstelle war mit 4 Hufen in Reichenberg und 2 Pfarrhufen in Süßenberg etwas größer als der Durchschnitt; im Ermland betrug die mittlere Größe der Pfarrhöfe 4 1/2 Hufen.¹⁷ „Die 4 Hufen, die der Pfarrer selbst bewirtschaftet, liegen im Gemenge mit den anderen Bauern.“ Auf diesen Flächen säte er im Jahr etwa 36 Scheffel Roggen, 6 Scheffel Gerste, 35 Scheffel Hafer, 4 Scheffel Erbsen, 2 Scheffel Weizen und 1 Scheffel Lein und dazu erntete er noch 24 Fuder Heu. Im Stall zählte man wie auch bei den übrigen Bauern „3 Pferde, 2 Kühe, 2 Ochsen, 6 Schweine, 8 Gänse und 4 Hühner“.¹⁸

Wie zahlreich war das Gesinde auf dem Pfarrhof? Auf dem Chor der Kirche befanden sich 6 Plätze für das Gesinde des Pfarrers.¹⁹ In der Mühlenliste des Amtes Heilsberg aus dem Jahre 1773

wurden für das Pfarrhaus acht Personen notiert: 2 Männer, 3 Knechte und 3 Mägde.²⁰ Vom Scharwerk des Fusiliers war schon die Rede, aber auch zwei Bauern in Süßenberg, die die dortigen Pfarrhufen gepachtet hatten, mussten zur Hand gehen: 1. Zwei Tage den Acker stürzen und pflügen für die Winter- und Sommersaat. 2. In der Erntezeit zwei Tage mit voller Sense den Pfarrer unterstützen. 3. Ebenso zwei Tage mit der Sense Korn hauen. 4. Einen Tag Flachs rupfen und einen Tag Flachs rifeln. 5. Einen Tag Gerste und Hafer harken. 6. Flachs brechen, solange die Arbeit dauert. 7. Einen Tag Mist fahren.²¹

Zu den Einkünften der Kirche zählte der Dezem, der mit 330 Scheffel über dem Durchschnitt der ländlichen Pfarrstellen von 200 Scheffel lag.²² Dezempflichtig waren in Reichenberg 56 Hufen, in Süßenberg 48, in Liewenberg 50 und in Kolm 10 Hufen. Ein ständiger Streitpunkt war die Dezempflicht von Pomehren, dessen Rechtsstatus im Verlauf der Jahrhunderte mehrfach geändert worden war: bischöfliches Vorwerk, eigenständiges Dorf, Teil von Liewenberg. Dazu bemerken die Visitationsakten von 1835, dass die Bewohner von Pomehren sich in drei Instanzen mit Erfolg gegen den Pfarrdezem gewehrt hatten.²³

Weitere Einkünfte bezog die Kirche aus sieben Stiftungen, davon stammten

vier von den Pfarrern des Ortes; zwei Stifter finden sich unter den Schulzen des Kirchspiels: Guski und Teschner.

Reichenberg war also eine gut dotierte Pfarrstelle, und die Berufung dorthin war ehrenvoll: unter den Pfarrern befindet sich ein Hofkaplan, ein Domherr, ein Kapitelsekretär und ein Stipendiat der Preuckschen Stiftung in Rom.

„Auf die Pfründe berufen und ernannt, eingeführt und eingewiesen von Seiner hochwürdigsten Hoheit, dem Fürstbischof“, wie die feierliche Formel aus der Visitationsakte von 1835 lautet. Sie zeigt in den einzelnen Schritten noch einmal die ganze Würde, die dem Amt zukam. Von 1766 - 1795 war Ignatius Krasicki der Fürstbischof, aber er verlor die Hoheitsrechte des Landesherrn bei der ersten Teilung Polens 1772; in den Urkunden jedoch lebte diese Hoheit als Titel noch lange weiter. Pfarrer Christoph Hohsmann, Lidigks Vorgänger im Amt, gehörte zu den 171 Ermländern, die auf der Marienburg der neuen Hoheit Friedrich II. huldigten und ihm die Treue schworen.²⁴ 1791 wechselte Pfarrer Hohsmann auf die Pfarrstelle Reimerswalde.

Pfarrer Joachim Lidigk

Von 1791 - 1796 war er der 27. Pfarrer in Reichenberg, geboren in Frauendorf und gestorben in Reichenberg am 20. Oktober 1796. Über ihn ist nur wenig überliefert:

„1795 erhielt die Kirche eine Uhr. Bei der Aufnahme des Standes der Kirche 1796 werden bereits drei Glocken in dem hölzernen Turm vorgefunden. Die Zahl der Kommunikanten betrug in jenem Jahr 531.“²⁵ Außerdem heißt es: „Unter ihm ist die jetzige Süßenberger Kapelle erbaut.“²⁶ Er wurde am 20. 5. 1769 von Weibischhof Karl von Zehmen in Braunsvalde, Dekanat Allenstein, zum Priester geweiht, wechselte 1777 als Kaplan nach Heilsberg und wurde 1789 Pfarrer von Wernegitten.²⁷

Wer die Denkschrift gelesen hat, möchte aber doch mehr über Joachim Lidigk erfahren.

Bauernkinder wurden Pfarrer, und unter den ermländischen Pfarrern gab es zu allen Zeiten richtige Bauern, wie z. B. der spätere Pfarrer von Süßenberg, Adolf Lingk, 1927 - 1933: „Groß und kräftig, eine echte Bauernfigur. Er hatte weder Haushälterin, noch jemand für seinen Garten. Alles bearbeitete er allein. In den Garten holte er sich ständig Stallmist, und so hatte er auch immer eine reiche Ernte. ... Unser guter Herr Pfarrer war außerhalb seines Dienstes in Kirche und Schule nur in Holzklotzen und großer Schürze anzutreffen.“²⁸ Auch vom letzten Pfarrer von Reichenberg, Ferdinand Podlech, heißt es: „In seiner

Fortsetzung auf Seite XVI

Fortsetzung von Seite XV

... Landwirtschaft arbeitete er in den ersten Jahren eifrig mit.⁴²⁹ Wer aber die sauberen Abschriften der Urkunden und die sichere lateinische Darstellung der Aufzeichnungen gelesen hat, der kann sich Pfarrer Lidigk nicht als Bauer vorstellen.

Lidigk stammte auch nicht aus einer wohlhabenden Familie wie die Burcherts aus Rössel. Der wohlthätige Pfarrer Johann Jakob Burchert gründete das Reichenberger Hospital und ließ auf seine Kosten in der erweiterten Kirche von 1718 Chor und Presbyterium von dem berühmten Heilsberger Maler Mathias Meyer ausmalen, der auch die Wand- und Deckengemälde in Heiligelinde und in der Szembekischen Kapelle in Frauenburg schuf.³⁰ Er hinterließ wie auch sein Bruder Matthäus, der ihm als Pfarrer in Reichenberg nachfolgte, ein Beneficium. Matthäus Burchert dürfen wir uns als einen frommen, gottergebenen Mann vorstellen, der einen würdigen Tod gestorben ist. Er brach am Ostersonntag 1735 beim Gottesdienst am Altar zusammen, nachdem er bis zum „Ite missa est“ gekommen war. Seine letzten Worte waren: „Wir wollen eingehen in die hl. Stadt Jerusalem.“³¹ Sein Neffe Franz Burchert, der einige Jahre Bischof Szembek als Hofkaplan in Heilsberg gedient hatte, folgte ihm als Pfarrer und Stifter nach. Pfarrer Lidigk hinterließ zwar keine persönliche Stiftung, aber der Verkauf des Pfarrhäuschens wirkte sich in gleicher Weise aus; Lidigk verließ die 200 Floren zu 2% an einen befreundeten Schlosser, Paul Reckwald in Heilsberg, stellte es aber seinen Nachfolgern frei, die Summe zu einem höheren Zinssatz auszusetzen.

Große Ähnlichkeit hat Lidigk mit dem Pfarrer Petrus Krieger, der seine Amtszeit in Reichenberg 1835 mit der Visitation begann, die er nach einem Fragekatalog in 97 Paragraphen sehr sorgfältig ausarbeitete. Ihm verdanken wir deswegen die ausführlichste Beschreibung der Verhältnisse in Reichenberg. Vor seiner Berufung zum Pfarrer war er einige Jahre Domvikar und Kapitelsekretär gewesen und von daher für diese Aufgabe bestens geeignet. Beide schreiben ein schönes, klassisches Latein und haben eine klare, saubere Handschrift. Im Schriftvergleich wirkt jedoch Lidigks Handschrift selbstbewusster. Das klingt auch schon im Titel an: „Beschreibung der Kapelle ... unter mir, dem Pfarrer dieses Ortes“, und mit dieser Formel enden auch die Aufzeichnungen „unter mir, dem Reichenberger Pfarrer Joachim Lidigk“. Er schreibt als Chronist aus eigenem Antrieb heraus, folgt bei der Niederschrift seinen eigenen Vorstellungen und kopiert sich die nötigen Beweise in der Kanzlei auf dem Heilsberger Schloss, während Krieger als Visitation eine Bestandsaufnahme vornimmt. Dabei stößt er bei der Suche nach Akten von Generalvisitationen im Pfarrarchiv auf solche aus Lidigks Zeit: „... eine von 1791, die zweite von 1796 und die dritte, ich weiß nicht aus welchem Jahr, aber eine unerschöpfliche Quelle.“³² Das war höchst wahrscheinlich Lidigks Denkschrift.

Die Herrlichkeit des Hauses Gottes

Eigentlich sind die Aufgaben eines Pfarrers immer gleich, aber je nach Charakter und Zeit treten einzelne Aufgaben stärker hervor, und andere werden weniger beachtet. Zum Selbstverständnis eines Pfarrers unter dem Fürstbischof Krasicki ist es hilfreich, eine zeitgenössische

Beschreibung heranzuziehen. In Bischofstein hatte sich der Propst Kasimir Kunigk durch den Neubau der Mathias-Kirche besonders hervorgetan. Ihm zu Ehren ließ sein Nachfolger in lateinischer Schrift eine Gedenktafel anbringen: „... Kunigk liebte die Herrlichkeit des Hauses Gottes als erste und nicht als letzte Angelegenheit der Hirten-sorge. Das bezeugt der denkwürdige Bau dieser Kirche... Alles, was wir sonst an einem solchen Mann gerne sehen, die Wachsamkeit des Seelenhirten, den Eifer des Predigers, die Gelehrsamkeit des Beichtvaters, die Bereitschaft zum Krankenbesuch bei Tag und bei Nacht und die Herzlichkeit eines Freundes, vereinigte sich bei Propst Kunigk.“³³

Die Einweihung der Kirche fand 1781 statt. „Der Weihetag zeigte eine Versammlung hoher geistlicher und weltlicher Würdenträger, von Klerus und Volk, wie sie in der Geschichte der Stadt Bischofstein ohne Beispiel ist! Fürstbischof Ignatius Krasicki, der Koadjutor von Kulm und spätere ermländische Bischof Karl Fürst von Hohenzollern, der ermländische Weihbischof Dompropst Karl Friedrich Freiherr von Zehmen, Domdechant Karl von Pöppelmann aus Frauenburg, die Domherren Martin und Karl Krasicki, leibliche Brüder des ermländischen Fürstbischofs, jener Erzpriester in Rössel, dieser in Heilsberg, sowie der Domherr und Bistumskanzler Droyzilowski aus Guttstadt brachten den Glanz bischöflicher und domkapitulärer Gewandung in die Feier. Der Seelsorgeklerus der Umgegend, einige auch von weit her, die vier Geistlichen aus Bischofstein, drei bischöfliche Hofkapläne und vier Kleriker vermehrten die Schar der Priester und Kleriker auf insgesamt 51. Dazu war eine ungeheure Volksmenge, auch vornehme Nichtkatholiken, wie die Regimentskommandeure Oberst von der Goltz, Oberst Graf von Henkel, Graf von Dönhoff, 40 Sänger und Musiker aus verschiedenen Orten und eine zahlreiche Dienerschaft des Fürstbischofs zugegen. ... Das Festdiner fand für zehn auserlesene Gäste in den unteren Räumen der Propstei statt, für 25 Verwandte und Freunde des Propstes in dem oberen Stübchen der Propstei, für die Musiker und Sänger in der Wohnung des Kirchenprovisors Philipps, für 40 Diener bei Johann Ganswindt, für die 40 Kutscher im Hause des Bäckermeisters Casimir Graf.“³⁴

Wir sind durch einen ausführlichen Bericht des Pfarrers Kunigk so genau über dieses Ereignis informiert. „In gewählter lateinischer Sprache, mit ungemein fleißiger Feder, hat er in einer Denkschrift von mehr als drei eng beschriebenen Bögen von seinen Kümernissen und Mühen über den Bau und von seiner persönlichen innerlichen Zuversicht auf die göttliche Hilfe berichtet; er erzählt von der Entwicklung der Bauarbeiten während der Jahre 1775 bis 1781, legt eine zusammenfassende Rechnung über alle Baukosten ab und fügt auch noch eine zehn Bogen umfassende Niederschrift der von ihm gehaltenen Predigten und Ansprachen zur Förderung des Baues und zum Abschluß aller Bemühungen im Jahr 1781 bei.“³⁵ Bei dieser Gelegenheit entfaltete also das alte Ermland unter Fürstbischof Krasicki noch einmal seine ganze Pracht und Herrlichkeit.

„Ein wahres Wunder“

Zu Pfarrer Lidigks ersten Aufgaben gehörte 1791 die Weihe der Kapelle in Süßenberg. Unter seinem Vorgänger Pfarrer Hohsmann war den Süßenber-

gern von Fürstbischof Krasicki das Recht erneuert worden, in der bestehenden Kapelle, besonders am Kirchweihfest, wieder Gottesdienst zu halten. „Man muss aber wissen, dass diese Kapelle in Bindwerk errichtet schon schadhafte, allzu klein und wenig würdig für Gottesdienste war.“ Pfarrer Lidigk sorgte dafür, dass dies trotzdem feierlich und angemessen geschah. Festlichen Glanz verbreitete „der erlauchte, hochwürdige Herr Domherr und Dekan von Guttstadt, Rochus Krämer“, assistiert von den Pfarrern und Kaplänen aus Reichenberg und Wernegitten.

Nachdem die Süßenberger 1794 ihre Kapelle in festem Mauerwerk neu und größer errichtet hatten, war auch eine erneute Weihe erforderlich. „Als die Weiherlaubnis erteilt war und das Fest Mariä Geburt bevorstand, wurde, um die erneute Weihe zu größerer Feierlichkeit vorzunehmen, der erlauchte Schlosspropst von Heilsberg, Petrus Elsner, eingeladen, der sie am 14. September 1794 sehr würdig und in feierlichster Form vollzog, unter Assistenz des Hofkaplans seiner Hoheit des Hochwürdigsten(!) Andreas Fahl und des Reichenberger Pfarrers Joachim Lidigk... Auf die Weihe folgte eine kurze Ansprache des Ortpfarrers, in der er das anwesende Dorfvolk aufforderte, Gott für seine Gnadenerweise zu danken. Dann wandte sich der vorgenannte erlauchte Propst Elsner in einer Predigt an das Volk und feierte das erste Messopfer als Levitenamt, das auf das Festlichste von dem oben genannten Hochwürdigen Herrn Hofkaplan Andreas Fahl gesungen wurde. Zuvor hatten die übrigen Geistlichen und der hochwürdige Pater Parzan, ein Bernhardiner aus Springborn, den Gläubigen die Beichte abgenommen. So wurde der erste Gottesdienst in dieser neuen Kapelle würdig und feierlich gehalten. Mögen die himmlischen Mächte geben, dass dieses Gotteshaus alle Zeit in Ehren gehalten wird.“ Es ist anzunehmen, dass auch die Reichenberger Kirchenmusik mit zwei Pauken, einer Tuba und zwei Klarinetten³⁶ bei der Festlichkeit zum Einsatz kam. 1867 bekam der Pfarrer allerdings die Anweisung, Blasmusik nur außerhalb der Kirche, z. B. bei Prozessionen, einzusetzen, weil „diese Musik eher störend als erbauend wirke.“³⁷ Im Vergleich zu dem gesellschaftlichen Großereignis von Bischofstein wurde die Weihe in Süßenberg als frommes, bodenständiges Fest begangen, eben als die Süßenberger Kirmes, der illustre Gäste zusätzlichen Glanz verliehen.

In seiner kurzen Ansprache hatte Pfarrer Lidigk von göttlichen Gnadenerweisen gesprochen. Das war nicht nur allgemein gesagt, sondern bezog sich konkret auf das Jahr, in dem die Kapelle gebaut worden war: „Ein wahres Wunder ist es gewesen, dass diese Kapelle oder Kirche innerhalb von sechs Monaten von den armen Dorfbewohnern errichtet wurde, da in eben diesem Jahr im ganzen Ermland eine außergewöhnliche Dürre herrschte und die Gemeinde auch noch arm und mittellos ist, was aber nichts bedeutet, wenn das Werk mit vereinten Kräften und einmütig angegangen wird, besonders wenn derjenige, der es leitet, ein eifriger Verfechter eines würdigen Gotteshauses ist; ein solcher war zu eben dieser Zeit Joseph Teschner, ein vorzüglicher Mann, Schulze und Schöffe, unverheiratet, die Wirt-schaft mit seinen Geschwistern Johannes und Marianne verwaltend und die Dorfbewohner in Wort und Tat zu diesem frommen Werk anspornend.“

Während Lidigk in seinem Kirchspiel bäuerliche Frömmigkeit erblühen sieht, verfällt die fürstbischöfliche Pracht in Heilsberg. Seine Aufzeichnungen entstehen 1795 zur gleichen Zeit, als Fürstbischof Krasicki auf den Stuhl des Erzbischofs von Gnesen berufen wird. Damit hörte Heilsberg auf, der Mittelpunkt des Ermlands zu sein. „Nach Krasickis Weggang war das Schloss über sechs Jahrzehnte fast ständig unbewohnt, dem Verfall preisgegeben und sogar vom Abbruch bedroht.“³⁸ Der Nachfolger, Fürstbischof Karl von Hohenzollern, lenkte die Gesicke des Bistums von Oliva aus oder hielt sich in der Sommerresidenz Schmolainen auf.

Damit entfielen auch die Stellen der geistlichen und weltlichen Beamten am Hof: Schlosspropst und Schlosskaplan, illustre Gäste bei der Kirchweih von 1794, waren überflüssig geworden. Die Kanzlei wurde aufgegeben. Propst Rochus Krämer aus Guttstadt, zuvor Auditor an der Kurie, begann nun einen langen, vergeblichen Papierkrieg mit den preußischen Behörden, um die Auflösung des Kollegiatstifts zu verhindern. Er zog sich schließlich resigniert als Pfarrer von Glottau zurück: „Der Zeitgeist ist herrschend und wer kann sich der höchsten Gewalt widersetzen? Humiliate capita vestra (Beugt eure Häupter).“³⁹

Fortsetzung in der nächsten Ausgabe der UEH

Anmerkungen:

- 17 Steffen (s. Anm. 14), S. 17.
- 18 Visitation 1835, § 28, § 29.
- 19 AAWO. AB. B 18, S. 33. Visitation 1726.
- 20 Werner Thimm und Kurt Vogel, Die Prästationstabelle des Amtes Heilsberg 1773. In: Die Bevölkerung des Ermlands 1773. Die ältesten Prästationstabellen des Hochstifts. Hrsg. von Reinhold Heling und Brigitte Poschmann (ZGAE Beiheft 13/2). Hamburg 1997, S. 629.
- 21 Visitation 1835, § 29.
- 22 Steffen (s. Anm. 14), S. 62.
- 23 Visitation 1835, § 30.
- 24 Adolf Poschmann, Wie das Ermland preußisch wurde. In: UEH 8 (1962) Nr.1. Chr. Hohsmann war 1772 Pfarrer in Stolzhagen und kam 1774 nach Reichenberg.
- 25 Kranich (s. Anm. 3), S. 13.
- 26 Ebd.S. 33.
- 27 Andrzej Kopiczko, Duchowieństwo katolickie diecezji warmińskiej w latach 1525 – 1821. Część 2: Słownik. Olsztyn 2000, S. 196.
- 28 Lemke/Poschmann/Werr, Süßenberg im Ermland, Das Dorf am Kapellenberg. Krefeld 1988, S. 26.
- 29 Bruno Schwark, Ihr Name lebt. Osnabrück 1958, S. 174.
- 30 Viktor Röhrich, Die Kolonisation des Ermlandes. In: ZGAE 18 (1913) S. 335.
- 31 Kranich (s. Anm. 3), S. 33.
- 32 Visitation 1835, § 37.
- 33 Eugen Brachvogel, Geschichte des Kirchspiels Bischofstein. In: ZGAE 35 (1971) S.35.
- 34 Ebd. S.41 f.
- 35 Ebd. S. 33.
- 36 Visitation 1835, § 11.
- 37 Kranich (s. Anm. 3), S. 23.
- 38 Karl Hauke, Werner Thimm, Schloß Heilsberg, Residenz der Bischöfe von Ermland. Osnabrück 1981, S.13.
- 39 Anneliese Birch-Hirschfeld, Geschichte des Kollegiatstiftes in Guttstadt. In: ZGAE 24 (1932) S. 757.